

Eberhard Syring: Kranballett oder Die Geschichte wiederholt sich (irgendwie) (19.6.2018)

(1)

Nicht nur Bremen erlebt zurzeit eine Hochkonjunkturphase im Bauwesen. Aufgrund einer günstigen Baukreditentwicklung, aber auch aufgrund einer großen Nachfrage nach Wohn- und Büroimmobilien wird zurzeit gebaut, was das Zeug hält. In Bremen offenbart sich das nicht nur in der Überseestadt, sondern auch in der Innenstadt sowie in vielen zentrumsnahen Quartieren.

Worum es mir hier gehen wird, ist die Frage, welche Auswirkungen dieser Bauboom auf die Baukultur hat? Ist es also eine gute Zeit für die Qualität der Architektur, wenn die Architekten volle Auftragsbücher haben oder führt das Viel und Schnell eher zu einer Qualitätsminderung? Seitens der Wirtschaft (nicht nur der Bauwirtschaft) wird die gegenwärtige Entwicklung geradezu euphorisch begrüßt, was sich etwa in den Ausstellungen zu den aktuellen Innenstadtprojekten zeigt, die die Bremer City Initiative in den letzten Jahren veranstaltet hat, die letzte erst vor knapp einem Monat trug den einprägsamen Titel „Kranballett“.

Auch aus anderen offiziellen Verlautbarungen ist gegenwärtig stets ein optimistisch gefärbter Ton in Bezug auf die bauliche Zukunft unserer Stadt zu vernehmen – ich gebe zu: auch in so mancher Stadtdialog-Veranstaltung, – sodass, wenn man eine eher skeptische Haltung wahrte, sich fast schon dem Verdacht ausgesetzt fühlen mag, als zukunftsunfähiger Stänkerer und Ewiggestriger abgestempelt zu sein. Erlauben sie mir trotzdem, aus dieser eher skeptischen Grundhaltung heraus eine konstruktive Kritik in Bezug auf die baukulturelle Dimension im aktuellen bremischen Bauboom zu formulieren.

Es gibt einen berühmten auf Hegel gemünzten Ausspruch von Karl Marx, der besagt, dass, wenn sich Geschichte wiederhole, dies einmal als Tragödie, das andere Mal als Farce geschehe. Erlauben sie mir, diesen Gedanken auf die Baugeschichte anzuwenden. Genauer, auf die jüngere Baugeschichte dieser Stadt. Ich möchte zwei vergangene bauliche Boom-Phasen gern zu der gegenwärtigen in Bezug setzen um zu überlegen, mit welchen baukulturellen Strategien (im weitesten Sinn) in den einzelnen Fällen operiert wurde und welche Widerstände und baukulturelle Gegenbewegungen während solcher Perioden ausgelöst wurden. Schließlich will ich die entwickelten Überlegungen auf einzelne Fallbeispiele der Gegenwart anwenden.

In beiden angesprochenen Boom-Phasen veränderten sich das Bild und die Struktur der Stadt im erheblichen Umfang. **(2)** Dies geschah einmal in der Gründerzeit, also der Zeit von etwa 1870 bis 1914 mit Nachwirkungen bis in die zwanziger Jahre. Die Rede soll dabei vor allem von den uns meist heute noch bekannten Großbauten im Stadtzentrum sein, beginnend mit der Börse am Markt folgten Postamt und Gerichtsgebäude an der Domsheide, später das Polizeihaus Am Wall sowie die Baumwollbörse und die Discontobank in Marktnähe, die Banken am Domshof sowie das Lloydgebäude bei der Ansgarikirche. Später kam noch das Karstadt Warenhaus dazu. Natürlich musste für diese Großbauten erst Platz geschaffen werden. Hunderte kleinparzellierter historischer Bauwerke, darunter auch anerkannte Baudenkmale, mussten abgebrochen werden. Nicht alle Städte vergleichbarer Größe haben einen so radikalen Umbau im Stadtkern vollzogen, der einen erheblichen Maßstabssprung im Stadtbild erzeugte. Der Historismus war die baukulturelle Strategie, mit der die Architekten den Verlust der echten geschichtlichen Zeugnisse zu kompensieren trachteten.

(3)

Wenn man sich mit der Planungsgeschichte einzelner dieser Großbauten auseinandersetzt, kann man feststellen, dass in der Regel eine sehr intensive Auseinandersetzung auch in der kulturell interessierten Öffentlichkeit (heute würde man sagen: in der Stadtgesellschaft) über die in

Wettbewerben ermittelten Entwurfsalternativen lief. Das konnte schon mal dazu führen, dass – wie beim Wettbewerb für das Gerichtsgebäude – man sich nach langen Debatten dazu entschloss, der zweitplatzierten Arbeiten den Zuschlag zu geben, weil man feststelle, dass dieser Entwurf am besten den Raumabschluss zur Domsheide löse. **(4)** Aber nicht immer waren die Entscheidungen glücklich. So kritisierten schon Zeitgenossen, dass der Versuch Johann Georg Poppes, an den beiden Hauptfronten seiner Baumwollbörse jeweils das Drei-Zwerchgiebel-Motiv der Rathausfassade inklusive Balustrade als krönenden Abschluss dieses doppelt so hohen Gebäudes zu zitieren, als falsch verstandene Anbiederung. **(5)** Und auch der Neubau der Börse am Markt wurde schon bald als zu dominierend gegenüber seinen historischen Nachbarn Rathaus und Schütting empfunden, weshalb man auch davon Abstand nahm, das nicht vollständig zerstörte Bauwerk nach dem Krieg wieder aufzubauen.

Schon vor dem Beginn der architektonischen Moderne Mitte der 1920er Jahre war der Historismus nicht mehr sonderlich gelitten. Jugendstil, Reformarchitektur und Expressionismus sind allesamt als Antithesen zum Historismus zu werten, der nun als unauthentische Maskerade abgelehnt wurde. Auch die maßstäblichen Schäden und der voranschreitende Verlust des alten Stadtbildes beschäftigten in Bremern zunehmend Architekten und kulturell engagierte Bürger. **(6)** Ein ebensolcher war der Unternehmer Ludwig Roselius, der bekanntermaßen eine dem Verfall ausgesetzte Handwerker-gasse der Fassmacher, die durch den Umzug des Hafens von der Schlachte in den Bremer Westen ihre wirtschaftliche Basis verloren hatte, neues Leben einzuhauchen verstand. Nicht durch eine denkmalpflegerische Bearbeitung der Randbebauung, sondern durch die Neuschöpfung einer quasi-mittelalterlichen Idealstraße aus sieben individuellen Einzelbauwerken, die sich – gerade auch durch den Kontrast von biederem Heimatstil und provozierendem Expressionismus – zu einer spannungsvollen Einheit fügten. Ich möchte in diesem Zusammenhang mal die politisch-ideologischen Komponenten dieses Baukunstwerkes außer Acht lassen und vielmehr auf die Tatsache hinweisen, dass die Böttcherstraße von Beginn an einer der touristischen Anziehungspunkte Bremens war und bis heute geblieben ist. Roselius, der ja auch für innovative Marketing-Konzepte bekannt war, hat hier ein Stück postmoderne Erlebnisstadt avant-la-lettre geschaffen. Die neue Frankfurter Altstadt lässt grüßen.

Die zweite bauliche Hochkonjunkturphase setzte Mitte der 1950er Jahre ein und währte rund zwei Jahrzehnte. Ihr baukulturelles Label war die Spätmoderne bzw. die Funktionelle Stadt. **(7)** Während in den fünfziger Jahren noch ein reger Architekturdiskurs stattfand, bei dem es um das Thema bremisch oder modern (mit anderen Worten: Traditionalismus vs. Modernismus) ging (beispielhaft mögen dafür in der Innenstadt auf der einen Seite das Ensemble der Sögestraße, auf der anderen Seite etwas das AOK-Gebäude genannt sein) – während also zunächst mit dem Traditionalismus und der Fünfziger-Jahre-Moderne ganz veritable Gebäude entstanden, setzte sich allmählich auch in wichtigen innenstädtischen Kontexten ein Modernismus durch, der es mit Ästhetik und Maßstäblichkeit nicht mehr so genau nahm. **(8)** Andere Dinge standen im Vordergrund: Bremen wuchs rasant, ein Wachstum auf eine Einwohnerzahl von 800.000 war prognostiziert worden, neue Großwohnanlagen mussten gebaut werden, ein autogerechter Stadtumbau war im Gang, eine U-Bahn war angedacht, mit so genannten Flächensanierungen sollten auch innenstadtnahe Quartiere umgekrempelt werden – es war die Zeit hemdsärmeliger Macher und zukunfts-gewisser Emphase – keine Zeit für feinfühligere Ästhetiker und urbanistische Nostalgiker. Den Begriff Urbanität hatte man zwar um 1960 wiederentdeckt, aber sogleich mit der Formel „Urbanität durch Dichte“ für verdichtete Bauanlagen am Stadtrand in sein Gegenteil verkehrt.

Dieses Foto schmückte 1971 eine senatorische Broschüre mit dem Titel „Bremen 2000“, in der eine optimistische Zukunftsprognose für die nächsten dreißig Jahre vorgestellt wurde. Für mich ist das Bild ein Beleg für eine gewisse Skepsis gegenüber angeblich „kühnen Visionen“. Sie treten in der Regel entweder nicht ein oder verwandeln sich gern auch in Banalitäten. **(9)** Die Hoffnung, dass das moderne Gesicht Bremens durch Hochhäuser geprägt werde, hatte damals durchaus seine Berechtigung. Im selben Jahr, 1971, war der Wettbewerb für das Treuhand-Hochhaus am Brill entschieden worden (nachdem die Neue Heimat gerade ihr Hochhaus am Rembertiring eingeweiht hatte, wollte der Wohnungsbaukonkurrent nicht nachstehen), am Herdentor war das Hillmann Center in Planung und am Rembertikreisel wurde der Wettbewerb für das rund hundert Meter hohe Bauhof-Gebäude entschieden, das den Sitz der Baubehörde aufnehmen sollte. Der beschränkte Wettbewerb unter vier Büros fand erst statt, nachdem der BDA interveniert hatte: Ursprünglich sollte der markante Großbau in Eigenregie des Hochbauamtes und der Planungsabteilung der Neuen Heimat entstehen.

(10)

Rund ein Jahr später stellte Prof. G. G. Dittrich vom Städtebauinstitut Nürnberg in einem Gutachten für die Ausführung der geplanten Mozarttrasse diesen Vorschlag vor: eine Überbauung der unterirdisch verlaufenden Trasse mit einer verdichteten Hochhausbebauung, vergleichbar der, die Dittrich und sein Team zur selben Zeit in Tenever realisierte. Sie sollte einigen Tausend Bewohnern Raum bieten und hätte das alte Ostertorviertel unter sich begraben. Alle genannten Projekte waren ein, zwei Jahre später wieder vom Tisch. Nur die Landeszentralbank, die im Schatten des Bauhofs geplant war, wurde, in anderer als der ursprünglichen Gestalt und in den Straßenraum der Kohlhöckerstraße gut integriert, 1983 fertiggestellt.

Wir wissen, warum diese Projekte scheiterten: Es lag am Widerstand einer sehr aktiven Bürgerinitiative im Ostertor, an einer mehrheitlich getragenen Revision des bisherigen Kurses der Stadtentwicklungspolitik in der sozialdemokratischen Fraktion, an der stagnierenden Bevölkerungszahl, am beginnenden Strukturwandel und nicht zuletzt an einem wachsenden öffentlichen Kritik an einer als einfallslos empfundenen Architektur und an der mangelnden Urbanität in den Neubauvierteln. Und bisher hatte ich immer den Eindruck, die meisten Menschen in diese Stadt seien froh darüber, das Bremen im Jahr 2000 nicht durch jenes Bild gezeichnet war, dass der Senat sich 1971 ausgemalt hatte.

Resümierend könnte man die Nachwirkungen dieser zweiten Boom-Phase mit dem Marxschen Bonmot so kommentieren: Gemessen an der Tragik, die von der Architektur und dem Städtebau der Spätmoderne in Form einer Zweiten Zerstörung der Städte nach den Zerstörungen des Weltkriegs ausging, empfand man die durch den Historismus geglätteten Stadtzerstörungen der Gründerzeit eher als Farce. Bezeichnenderweise wurde der Historismus Mitte der siebziger Jahre wiederentdeckt und rehabilitiert. Die baukulturelle Gegenbewegung, die sich herausbildete, lässt sich unter dem Oberbegriff „Postmoderne“ zusammenfassen. **(11)** Und das Projekt, das diesen baukulturellen Gesinnungswandel in Bremen am klarsten repräsentierte, war Leon Kriers Gutachten „Bremen. Der Wiederaufbau einer Deutschen Stadt“. Das war natürlich zu radikal und utopisch gedacht, aber der Entwurf zeichnete vor, worauf es in der Architektur und Stadtplanung nun ankam, auf „Stadtreparatur“. Mitte der neunziger Jahre wurde die Postmoderne dann von einer Zweiten Moderne abgelöst, die sich an der Formensprache der klassischen und Nachkriegsmoderne anlehnte – nicht aber an den städtebaulichen Leitlinien der Moderne. Gegenwärtig ist in der Architektur noch nicht ganz entschieden, welche formale Richtung sich als dominierende herausstellen werden wird.

(12)

Soviel zum allgemeinen Ausgangspunkt. Es ist gut, diesen Hintergrund zu bedenken, denn Architektur erfindet sich ja nie ganz neu, sondern basiert stets auf den breiten Schultern ihrer eigenen Geschichte. Worum es hier gehen soll, sind aber keineswegs Fragen des Architekturstils, es geht nicht um modern oder traditionell. Es geht um architektonische und städtebauliche Qualitäten. Auf die rhetorische Frage dieser Veranstaltung „Darf’s ein bisschen mehr sein?“ würde ich antworten: Ja, mehr Qualität. Und das ist keine Frage von Stilen, wohl aber auch eine ästhetische Frage. Ich höre schon den Einwand: Ästhetik, das ist Geschmackssache, und über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten oder nicht streiten – in jedem Fall bleibt es im Unverbindlichen. Zu Recht haben immer wieder Architekturtheoretiker versucht, diese Relativierung zu widerlegen. Schon in den zwanziger Jahren hat Adolf Behne angeregt, den Ästhetikbegriff auf seinen Wortursprung zurückzuführen, der besagt: „Ich nehme wahr“. Er beschreibt das am Beispiel einer Brücke über einen Fluss. Sie müsse nicht nur technische und funktionale Anforderungen erfüllen, vielmehr sei die Forderung, „ihren Körper in die Bewegung der Ufer, den Rhythmus der Straßen einzufügen () durchaus eine künstlerisch-ästhetische Forderung“. Und Thomas Sieverts nimmt in den neunziger Jahren in seinem Buch „Zwischenstadt“ diesen ursprünglichen Ästhetik-Begriff auf und konstatiert für die banalen Zwischenräume und Ränder der Stadt den Zustand der Anästhetik. Eine „wichtige Voraussetzung jeglicher Gestaltung“, sei es, diesen Zustand „in den ästhetischen Bereich der empfindsamen, von Gefühlen, Assoziationen und `Anmutungen´ begleiteten Wahrnehmung“ zu transformieren.

Im Folgenden nun drei Gedankenskizzen zu Phänomen gegenwärtiger bremischer Architektur – Dass sich das anderswo ähnlich darstellt, ist damit nicht ausgeschlossen. Dabei werde ich mich von der von Sieverts angesprochenen „empfindsamen, von Gefühlen, Assoziationen und `Anmutungen´ begleiteten Wahrnehmung“ leiten lassen.

(13)

1. Skizze. Eins-Drauf-Häuser und Stadtvillen

Wenn man als aufmerksamer Beobachter durch die urbanen Bremer Stadtteile geht, trifft man vermehrt auf Häuser, wie die hier gezeigten. Sie entstehen in Baulücken oder ersetzen als Neubauten ältere Gebäude und ragen nun über ihre Nachbarn hinaus. Vielleicht werden spätere Architekturhistoriker die Architektur der 2010er Jahre an diesem Phänomen sofort erkennen: Ragt über seine Nachbarn raus, wird aus dieser Zeit stammen. Und wenn die Baulücke etwas breiter war oder gleich zwei Bremer Häuser ersetzt wurden, ist das höhere Haus dann auch noch breiter. Ästhetisch in dem von Behne genannten Sinn einer harmonischen Einfügung in die Umgebung ist das nicht. Mal ganz zu schweigen von der gestalterischen Ambitionsfreiheit der meisten dieser Häuser. Ist dies nur eine geschickte Interpretation der Bauordnung oder müssen wir das als notwendige Folge einer Innenverdichtung akzeptieren? Auf jeden Fall werden solche Häuser wenig dazu beitragen, die steigende Nachfrage an bezahlbaren Wohnraum zu beheben. Und in innenstadtnahen typischen Bremer-Haus-Quartieren führen sie zu erheblichen Veränderungen des Milieus und des Stadtbildes.

(14)

In einem bürgerlichen Stadtteil wie Schwachhausen ist – allerdings schon länger – eine anderes Phänomen zu beobachten: die Ausbreitung der Stadtvilla. Wörtlich genommen würde Stadtvilla „Stadtlandhaus“ bedeuten – was ja schon ein gewisser Widerspruch in sich ist. Aber im alten Schwachhausen standen und stehen immer noch zahlreiche Häuser auf Einzelgrundstücken mit einem gewissen Grünraumabstand zu den Nachbarn, also Land um sich herum. Diese Flächen sind aber schon seit den siebziger Jahren als wohnungswirtschaftliches Potential ausgemacht, dem kein Investor widerstehen kann. Die neuen Stadtvillen, die hier entstehen, sind natürlich keine Einfamilienhäuser mehr, sondern nehmen pro Etage vier Eigentumswohnungen auf, vom Grün ums Haus bleibt fast nicht mehr übrig, und eine formale Anpassung an den Kontext ist eher die

Ausnahmen. Auch das hat natürlich erhebliche Folgen für das Milieu und Bild eines Stadtteils. Der bevorstehende Verlust des sogenannten Medienhauses an der Schwachhauser Heerstraße macht das mehr als deutlich.

(15)

Ein typisches Beispiel eines Eins-Drauf-Hauses in der Innenstadt ist der geplante Jacobs-Hof in der Oberstraße. Obwohl es sich um ein Gebäudeensemble handelt, das für die Architekturentwicklung in der Nachkriegszeit einen emblematischen Wert besitzt, und eigentlich auch unter Denkschutz stehen könnte, werden zwei der vier Häuser abgerissen und durch einen turmartigen Neubau ersetzt. Wenn man hört, dass in den Top-Innenstadtlagen die Vermarktung von Etagen über dem 1. Obergeschoss ohnehin schwierig sei, fragt man sich schon nach dem Sinn einer solchen Aufstockung und der bewussten Zerstörung des Ensembles. Und man kommt zu keinem anderen Resultat als: da sollte ein Zeichen gesetzt werden. Im Mittelalter nannte man ein solches Objekt Geschlechterturm.

(16)

2. Skizze. Stretch-Architektur

Ein zweites Phänomen, das mir aufgefallen ist, möchte ich Stretch-Architektur nennen. Ich wurde dazu durch Stretch-Limousinen angeregt, diesen Angeber-Attitüden auf vier Rädern mit Chauffeur.

(17)

Auf die architektonische Entsprechung dazu bin ich im SZ online gestoßen. Irgendwie hat mich beides an den Erweiterungsbau des Atlantic Grand Hotels in der Martinistraße erinnert, das ja kurz vor der Fertigstellung steht. **(18)** Alles wirkt an diesem Gebäude überdehnt und ästhetisch gesehen in vielfacher Weise ungeschickt gemacht: die Kolonnade kurzbeinig im Verhältnis zum Oberkörper, der Mittelteil ohne sinnvolle Gliederung und gefühlte zwei Etagen zu hoch. In Bremen ist heute gleich zu hören: Dudler. Ich muss da widersprechen. Dudlers Ästhetik (man muss sie ja nicht mögen) ist hoch elaboriert und baukulturell fundiert. Man sollte sich davor hüten, die Fehler zu wiederholen, die man mit einer allgemeinen und populistischen Moderne-Schelte in den achtziger Jahren machte, als für jede spätmoderne Bausünde gleich Mies van der Rohe und Le Corbusier verantwortlich gemacht wurden. Nein, diese Fassade ist nicht Dudler, diese Fassade ist einfach nur banal. Und dann oben die fünf merkwürdigen zweigeschossigen Zinnen. Sollen da die Luxus-Suiten untergebracht werden? Der Weserblick ist jedenfalls garantiert, denn jetzt haben wir eine Höhe erreicht, in der die Martini-Kirche nicht mehr den Ausblick stört. Ich vermute aber, es war anders gemeint, nämlich als architektonische Reminiszenzen an die drei Giebel der Böttcherstraße, deren südliche Eingangsbauten gleich anschließen und natürlich auch an die Giebel der durch den Bau verzwerten Martinikirche. Sollte das so gemeint gewesen sein, ist es architektonisch banausisch umgesetzt worden.

(19)

Und ganz obendrauf dann als krönender Abschluss eine Haustechnik-Ausstellung – **(20)** ein architekturästhetischer Fauxpas übrigens, der ebenfalls gehäuft zu registrieren ist, und der sogar preisgekrönte Bauwerke nicht verschont und keineswegs verschönert. Handelt es sich dabei um eine dilettantische Reminiszenz an die As-Found-Ästhetik des Nachkriegsbrutalismus oder wollte der Bauherr einfach nur Geld sparen nach der Devise: sieht doch keiner? Doch, sieht man. Ästhetik bedeutet wie gesagt „Ich nehme wahr“ – vor allem sogar mit den Augen und das auch aus einer gewissen Entfernung. **(21)** Man darf gespannt auf den Kühne-Bau sein, der ja mit seinem Schaubild so tut, als bräuchte er keine Haustechnik oben auf dem Dach.

Wenn man noch mal auf das Bonmot von Marx zurückkommt, Geschichte wiederhole sich in unterschiedlichen dramaturgischen Formen, so ließe sich die Geschichte dieses Gebäude gut als Drama in drei Akten darstellen. **(22)**

Erster Akt: Ein Platz wird ein Gebäude.

Nach den Zerstörungen des Weltkriegs blieb längs der Bredenstraße ein Platz übrig. Ein kleiner dreieckiger Platz, der eigentlich eine wunderbare Ergänzung zur großartigen Platzfolge der Innenstadt darstellte und ebenso eine wichtige Zwischenstation der fußläufigen Verbindung zwischen den Wallanlagen am Bischofstor und dem Weserufer. Vor allem aber setzte dieser Platz wirkungsvoll die gotischen Giebel der Martinikirche in Szene. Die Skulptur „Mann mit Möwe“ von Stephan Balkenhol war ein weiteres Highlight. Der Platz war zwar nicht gut genutzt und hatte auch keine Geschichte, aber das hatte ja beispielsweise der Hillmann-Platz auch nicht und ist trotzdem inzwischen zu einem lebhaften urbanen Ort geworden. Für den Bredenplatz sah die Stadt das anders, und so kam es zur Bebauung und damit zum Verschwinden des Platzes.

(23) Zwischenspiel: Der Wettbewerb.

Zum Hotel-Wettbewerb waren renommierte Büros – bremische und auswärtige – geladen. Die Entscheidung spitze sich auf diese beiden Entwürfe zu und man entschied sich für den Entwurf, der sich dadurch auszeichnete, dass es auf das dominierende Material der Umgebung, den Backstein, zurückgriff und weil er ein Stück Platz übrig ließ. In einer Besprechung des Wettbewerbs für die Bauwelt hatte ich damals formuliert: „Vor allem der Vorplatz, die so genannte Martinipforte, hatte es der Jury angetan. Das gefällte Urteil in eine Formel zusammenfassend könnte man sagen: Raum hat Form geschlagen.“

(24) Zweiter Akt: Der Bau.

Umso größer war meine Verwunderung, als ich dann das gebaute Ergebnis sah. Statt eines städtischen Vorplatzes ein Parkplatz für Luxuskarossen vor dem Haus. Und von der Backsteinfassade, die sich aus Gründen der Integration des Baukörpers in den stadträumlichen Kontext angeboten hätte, war nichts mehr zu sehen, stattdessen eine helle Kalksteinverkleidung, die signalisieren könnte: diese Gebäude will sich nicht eingliedern, sondern abheben. Auch die strenge Rasterfassade hat nichts mehr mit dem preisgekrönten Entwurf zu tun. Insgesamt könnte man sich fragen, warum man denn ein solch aufwändiges Wettbewerbsverfahren macht, wenn letztlich der Bauherr doch das macht, was er will.

(25) Dritter Akt: Der Erweiterungsbau.

Den Erweiterungsbau, der die Kapazität um rund hundert Zimmer vergrößert, habe ich schon ausführlich beschrieben und kommentiert. Bleibt zu ergänzen, dass schon beim Wettbewerb Skizzen für einen möglichen Anbau gefordert waren. **(26)** Die sehen hier den Vorschlag des Preisträger-Büros. Die farbig markierte Linie darüber zeigt die Kontur des realisierten Baus. Zweite Ergänzung: zum Richtfest betonte einer der Bauherren das „sehr gute Einvernehmen mit der Denkmalpflege“ bei diesem Projekt.

(27)

Man könnte jetzt sagen: Die Martinistraße ist doch ohnehin ein Stück anästhetische Zwischenstadt mitten in der Stadt, da kommt es doch auf einen Klops mehr oder weniger nicht an, man fährt ja ohnehin meist schnell dran vorbei. Da möchte zu bedenken geben, dass der Rückbau von Relikten der autogerechten Stadt ein großes und wichtiges Thema für die Zukunft der Stadt ist, wichtiger als beispielsweise eine markante Hochhaus-Silhouette.

(28)

3. Skizze. Die Wiederkehr der Hochhäuser oder Ein Hochhaus kommt selten allein

Damit ist schon ein Übergang gefunden zu meiner letzten Skizze. Da ja in der Geschichte, wie erwähnt, vieles irgendwie wiederkehrt, ist man als Architekturhistoriker immer schon gespannt darauf, auf welche Weise eine zwischenzeitlich weitgehend ausgeschlossenen Haltung oder auch Bautypologie wieder in Mode kommt bzw. enttabuisiert wird. Das gilt auch für den Gebäudetypus Hochhaus. Nachdem in den meisten deutschen Städten (ich spreche jetzt mal nicht von Frankfurt) mit der Spätmoderne in den siebziger Jahren auch der Hochhausboom auslief, ist das Hochhaus seit

einiger Zeit wieder ein gefragtes Thema. In Bremen stehen sie an der Stephanibrücke in Sichtweite voneinander: der spätmoderne Becks-Tower und der Wesertower als Entre zur Überseestadt, 35 Jahre hochhausbaufreie Zeit liegt dazwischen. Gegen den Typus Hochhaus ist im Prinzip nichts zu sagen, und wir haben in Bremen ein paar auch ästhetisch herausragende bis passable Beispiele dieses Gebäudetyps, die auch stadträumlich und funktional zu gefallen wissen.

Doch sollte man nicht vergessen, dass nicht ohne Grund Hochhäuser so lange auch als problematisch angesehen wurden. Das bezieht sich auf ihre schwierige Einbindung in den stadträumlichen Nahbereich, auf die mit dem Typus verbundene Tendenz zur Segregation, aber auch auf ihre visuelle Aufdringlichkeit, denn sie erzeugten ja nicht automatisch eine spannende Silhouette, sondern können sich auch als unangemessenes Machtsymbol oder als misslungene ästhetische Ambition herausstellen – dann muss man sie ertragen. Deshalb sollte vor einer Projektierung städtebaulich höchste Sorgfalt walten. **(29)** Mitten im Viertel ein Hochhaus zu projektieren, halte ich mehrerlei Hinsicht für problematisch. Es widerspricht der urbanen Struktur des Quartiers, die von nicht zu hoher straßenbegleitenden Bebauung bestimmt ist und nicht vom abgehobenen Wohnen über den Dingen des Alltags. Der Solitär im Grünen, den uns das Rendering suggeriert, passt eher in die Vahr als in ein verdichtetes urbanes Gebiet. Aber auch stadthistorisch halte ich ein solches Projekt an diesem Ort für gelinde gesagt kess. Bürger wehrten sich gegen die Zerstörung ihres Viertels durch Hochhäuser, entwickeln dieses Viertel über die Jahre zu dem kulturell lebendigsten Ort in dieser Stadt und werden vierzig Jahre später belohnt: durch ein Hochhaus!

Ja, in der Tat, Geschichte wiederholt sich wieder mal – auch hier. Ob als Tragödie oder als Farce oder in welcher dramaturgischen Form auch immer, darüber sollten wir nachher diskutieren. Meine Auffassung, ob die augenblickliche Boom-Phase baukulturell näher an der Gründerzeit oder an der Spätmoderne liegt, ist gespalten. Es gibt zwar Ansätze, um bestimmte Fehler der Spätmoderne zu vermeiden – mehr Wettbewerbe beispielsweise. Andererseits, das sollte mein zweites Beispiel belegen, gibt es seitens der Bauherren, aber auch der Stadtgesellschaft nicht mehr diese unbedingte Bemühen, im Herzen der Stadt bei neuen Bauten um den angemessenen formalen Ausdruck zu ringen. Die Gebäude, die ich in meinen Beispielen angeführt habe, platzieren sich an Orten, die sich durch ein besonderes Milieu, durch eine einzigartige Atmosphäre, durch eine eigene Identität auszeichnen, gerade weil es das dort gibt. Gleichzeitig vernichten sie durch ihre unangemessene ästhetische Gestalt ein Stück weit das, was sie suchten. **(30)** Es ist ein bisschen so wie mit den Kreuzfahrtschiffen vor Venedig, um einen krassen Vergleich zu bemühen.

Also doch eher Tragödie? Das ist noch nicht entschieden. In der Zeitung liest man in letzter Zeit, dass sich Investoren, die sich bislang immer als Gegner von Wettbewerben ausgesprochen hatten, inzwischen für diese Form der architektonischen Gestaltfindung sogar begeistern können. Eine durchaus positive Entwicklung. Aber glauben werde ich die Bekehrung zur baukulturellen Qualität erst, wenn ich das fertige Produkt sehe und nicht noch einmal Überraschungen der unangenehmen Art erlebe.

